

nachgedruckt, im vierten Band unter anderen Georg Christian Lehms, „Teutschlands Galante Poetinnen“. Es lohnt sich also, auf die überarbeiteten und erweiterten Ausgaben zurückzugreifen, um sich mit der großen Zahl jener Texte vertraut zu machen, für die bislang keine kritischen Ausgaben vorliegen.

Der Streit um die Geschlechter ist ein europäisches Phänomen. Er wurde in der Frühen Neuzeit in vielen Sprachen ausgetragen. Neben dem Lateinischen, das als *lingua franca* der GelehrInnen zunehmend an Bedeutung verlor, spielten Landessprachen eine große Rolle. Daher sind Übersetzungen eine wichtige Hilfe für die Texterschließung, auch wenn sie die Arbeit mit den Originaltexten nicht ersetzen können. Mit ihrer Übersetzung der italienischen Ausgabe von Moderata Fonte, *Das Verdienst der Frauen*, hat Daniela Hacke für die erste vollständige deutsche Fassung des spannenden Frauendialogs der Moderata Fonte (Modesta Pozzo de' Zorzi) gesorgt, der in das Venedig des ausgehenden 16. Jahrhunderts führt. Das ansprechend gestaltete Buch und der gut lesbare Text lassen die Beschäftigung mit der Querelle zum Lesevergnügen werden.

Claudia Ulbrich, Berlin

Julie Berebitsky, **Like Our Very Own. Adoption and the Changing Culture of Motherhood, 1851–1950**. Lawrence (Kansas): University Press of Kansas 2000, 272 S., EUR 34,95, ISBN 0-70062-051-0.

Normalität lässt sich, dies haben zahlreiche sozialhistorische Studien gezeigt, häufig gerade von ihren Rändern her, durch die Beschäftigung mit dem Außergewöhnlichen, erforschen. Entsprechend können Studien zu ungewollter Kinderlosigkeit oder zur gesellschaftlichen Praxis der Adoption dazu beitragen, die sich historisch wandelnden Familienvorstellungen zu rekonstruieren. Dies ist eines der beiden erklärten Ziele von Julie Berebitskys Buch „Like Our Very Own“, das sich, anders als der Untertitel behauptet, nicht nur mit der sozialen Konstruktion von Mutterschaft und Mütterlichkeit, sondern auch mit Vater- und Elternschaft beschäftigt. Eine zweite Absicht des Buchs besteht darin, die Erfahrung von Adoptiveltern darzustellen, was der Autorin – um es gleich vorweg zu sagen – für die Phase der Adoptionsanbahnung (und nur für diese) auch tatsächlich gelingt. Die Studie umfasst den Zeitraum zwischen 1851 – dem Jahr des ersten modernen amerikanischen Adoptionsgesetzes – und 1950. Das nach dem Zweiten Weltkrieg anbrechende „goldene Zeitalter“ der Adoption ist damit nicht mehr Gegenstand der Untersuchung, wird aber im Epilog thematisiert.

Der eigentliche Schwerpunkt der Studie liegt auf den Jahren zwischen 1900 und 1940. Für das 19. Jahrhundert lässt sich, wie das erste Kapitel zeigt, von Adoption im modernen Sinn kaum sprechen. Zwar wurden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in vielen amerikanischen Staaten Adoptionsgesetze erlassen, die formale Adoption war aber im Ensemble der kulturellen Praktiken der Begründung und Stabilisierung von Familienbeziehungen und der Unterbringung unversorgter Kinder vergleichsweise unbedeutend. Kinderschutzorganisationen wie die von Berebitsky untersuchte „Pennsylvania Children's Aid Society“ betrachteten die Adoptionsvermittlung keineswegs als ihre pri-

märe Aufgabe und kinderlose Paare, die ein Pflegekind aufnahmen, legten auf formale Adoption häufig keinen Wert.

Zur Akzeptanz der Adoption als sozialer Praxis trug vermutlich eine 1907 von der drittgrößten amerikanischen Frauenzeitschrift „The Delineator“ gestartete Kampagne bei, der Berebitsky das zweite Kapitel ihrer Studie widmet. Zwischen Ende 1907 und Anfang 1911 vermittelte die Zeitschrift ihren eigenen Aussagen nach nicht nur 2000 Adoptionen, sie machte durch die allmonatlich abgedruckten Berichte über einzelne Kinder auch auf deren Schicksale aufmerksam und bot durch Veröffentlichungen von Leserbriefen ein entsprechendes Diskussionsforum. Adoption wurde in dieser Kampagne als Rettung gefährdeter Kinder und damit als nationale Pflicht repräsentiert, sollten diese Kinder doch zu „guten“ amerikanischen Bürgerinnen und Bürgern erzogen werden. Dieser Diskurs wurde, wie die Leserinnenbriefe zeigen, von prospektiven Adoptivmüttern bereitwillig aufgegriffen.

Mit den allgemeinen Vorstellungen über Mutterschaft und Familie veränderte sich seit den 1920er Jahren auch die Wahrnehmung der Adoption, wie Berebitsky in Kapitel drei zeigt. Adoptiveltern profitierten dabei vor allem von zwei Entwicklungen: Indem die gesellschaftliche Akzeptanz für Familienplanung wuchs, konnte Adoption als „Wahlelternschaft“ positiv gedeutet werden. Gleichzeitig konnten Adoptivmütter sich angesichts der steigenden Ansprüche an Mutterschaft bewähren, indem sie sich dem Rat von Experten und den Normen der „Scientific motherhood“ besonders gründlich unterwarfen. Während die wachsenden Ansprüche an die Familie die Bedeutung der biologischen Elternschaft verringerten, wurden die Grenzen familialer Normalität zugleich enger gezogen und alleinstehende Frauen oder ältere Paare zunehmend ausgeschlossen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als Mütterlichkeit als quasi natürliche Eigenschaft aller Frauen galt, und die Nachfrage nach Adoptiveltern noch nicht allzu groß war, gab es unter Adoptiveltern stets auch einige alleinstehende Frauen (Zahlenangaben schwanken zwischen 1% und 10%).

Wie Berebitsky in ihrem vierten Kapitel darstellt, veränderte sich die gesellschaftliche Wahrnehmung dieser alleinstehenden Adoptivmütter nach 1920 grundlegend. Zunächst als geradezu ideale „virgin mothers“, die ihre gesamte Liebe einem bedürftigen Kind schenken konnten, betrachtet, wurden ledige Frauen nun zunehmend als deviant wahrgenommen, da sie dem immer stärker durchsetzenden Ideal der verheirateten und (hetero)sexuellen Frau nicht entsprachen. Unter dem Einfluss psychoanalytischer Theorien wurde zudem die Bedeutung der Väter für die psychosoziale Entwicklung von Kindern herausgestrichen, während übergroße Mutterliebe zugleich als potentielle Gefährdung dargestellt wurde. Spätestens seit den 1940er Jahren galten alleinstehende Frauen allgemein als für die Adoption ungeeignet. Adoptivfamilien sollten nach Ansicht der sich professionalisierenden Adoptionsvermittlung „natürlichen“ Familien möglichst gleichen. Auch die Motive der Adoptiveltern unterlagen einem wachsenden Normierungsdruck. Während es als legitim galt, die „Freuden der Elternschaft“ in jungen Jahren auskosten zu wollen, wurden andere Motive wie der Wunsch nach einem Erben, nach der Weitergabe des Namens oder der Versorgung im Alter zumindest von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern als egoistisch abgelehnt. Nach Berebitskys Ausführung verlor die Adoption ab diesem Zeitpunkt ihr „radikales Potential“, andere als dem Ideal der Kernfamilie entsprechende Familie zu begründen.

Berebitsky hat mit ihrem Buch eine detaillierte und kenntnisreiche Studie zur Geschichte der Adoption vorgelegt, die sich allerdings – wie in amerikanischen Dissertationen üblich – ganz auf einen Aspekt des Phänomens, nämlich die sich wandelnde Definition legitimer Eltern- oder Mutterschaft, konzentriert. Die Darstellung basiert auf einer gründlichen, zuweilen methodisch nicht hinlänglich reflektierten Auswertung heterogener Quellen. Während Berebitsky für die Zeit um 1900 die Fallakten einer Kinderschutzvereinigung auswerten konnte, musste sie sich – offenbar aus Gründen des Datenschutzes – für das 20. Jahrhundert im wesentlichen auf publizierte Quellen wie Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln über Adoptionen, autobiographische Texte, Ratgeber und Leitfäden sowohl für Adoptionsvermittlungsstellen wie für adoptionswillige Eltern stützen. Darüber hinaus ist es ihr gelungen, einen faszinierenden Bestand an Selbstzeugnissen adoptionswilliger Eltern zu erschließen. Diese wandten sich nämlich ab den 1920er Jahren in großer Zahl an das 1912 gegründete „Children's Bureau“, um sich über Adoptionsmöglichkeiten zu informieren und ihre geringen Adoptionschancen zu beklagen. Leider verzichtet Berebitsky auf eine systematische Auswertung dieses Materials – etwa im Hinblick auf schichten- und geschlechtsspezifische Unterschiede in der Selbstdarstellung Adoptionswilliger. Berebitskys Studie belegt eindrucksvoll, wie sich die gesellschaftliche Institution der Adoption im Laufe der Zeit veränderte, dabei sich wandelnde Familienvorstellungen spiegelte, zugleich aber von Prozessen der Professionalisierung und Verwissenschaftlichung des Sozialen geprägt wurde. Die Autorin will jedoch mehr. Sie will zeigen, dass die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um Adoption dazu beitrugen, neue Familienvorstellungen zu etablieren. Und sie unterstellt der Adoption ein gleichsam überhistorisches, wenngleich zeitweilig verschüttetes Potential, „to radically expand the culture's definition of family“. (127) In diesen beiden letzten Punkten vermag ich der Autorin nicht zu folgen. Um die Hypothese, die Adoption sei keineswegs „a residual aspect of debates about family and parenthood“ gewesen, sondern habe „as a public site“ gedient, „on which the culture at large trashed out the meanings of family and parenthood“ (3) zu überprüfen, hätte Berebitsky den Blick bewusst auch auf andere Diskurse und Praktiken rund um Elternschaft und Familie richten müssen. Nur im Vergleich hätte sich zeigen lassen, ob und inwieweit spezielle Impulse von Debatten über Adoption und von Adoptionspraxen für die diskursive Konstruktion von Mutterschaft oder Elternschaft ausgingen und inwieweit hier gar von einem „radikalen Potential“ gesprochen werden könnte. Jenseits solcher Wirkungsannahmen zeigt Berebitskys Studie, dass die Geschichte der Adoption ein aus heuristischen Gründen interessantes, für Europa bisher im übrigen kaum erforschtes, Untersuchungsfeld darstellt. Als gesellschaftliche Institution kann die Adoption als ein historischer Testfall dienen, mit dessen Hilfe sich die Verfestigung und Flexibilisierung von kulturell verbindlichen Familiendefinitionen nachzeichnen lässt. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Christina Benninghaus, Bielefeld